

Einleitung

Der erste Themenband der ENZYKLOPÄDIE DES EUROPÄISCHEN OSTENS (EEO), der unter dem Titel *Europa und die Grenzen im Kopf* den Einstieg in die Themenreihe der Enzyklopädie bildete, hat an zahlreichen Beispielen gezeigt, dass Europa sich definitorisch nicht fassen lässt: Vordergründig nach „objektiven“ Kriterien vorgenommene Grenzziehungen und Definitionen sind letztlich immer Ausdruck einer bestimmten (Wunsch-)Vorstellung von Europa – und damit implizit auch einer bestimmten Vorstellung von Europas „Anderem“, sei es nun „der Orient“, „Asien“, „Osteuropa“ oder „der Balkan“. Dies ist der Ausgangspunkt des zweiten Themenbands.

Themenband II der EEO mit dem Titel *Kontinuitäten und Brüche: Lebensformen – Alteingesessene – Zuwanderer* befasst sich schwerpunktmäßig mit dem Zeitraum von etwa 500 bis 1500. Die zweite Hälfte des ersten und die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends nach Christus brachten für das östliche Europa eine völlige Neugestaltung der ethnischen Landschaft mit sich. Es ist dies die Zeit der großen Wanderungen, durch die sich „Asien“ mit seinen spezifischen Lebensformen weit nach „Europa“ vorschob und dieses mitgestaltete.

Die Kernvarianten von Europa mit ihren weit in die Antike zurückreichenden Wurzeln entfalteten sich an den westlichen Peripherien der riesigen eurasischen Landmasse. Dieses „Kerneuropa“ sieht der französische Historiker Jacques LeGoff im Mittelalter entstehen und zielgerichtet in die sich erweiternde EU münden (LeGoff 2004). Doch gab es nicht nur einen einzigen Ansatzpunkt für ein sich im Mittelalter formierendes Europa. Es lohnt sich, darüber nachzudenken, weshalb sich langfristig die westliche Peripherie der europäischen Halbinsel gegenüber dem kontinentalen Europa durchgesetzt hat. Dies hatte unter anderem mit einem in der Geschichtsschreibung vielfach unterschätzten Faktor zu tun – mit der Intensität, dem Verlauf und der Dauer von besagten Migrationsbewegungen.

Europa: westliche Peripherie, kontinentale Offenheit und Migration

Es ist bestimmt kein Zufall, dass der eurasische Kontinent von seinen Rändern her von den Menschen in Beschlag genommen wurde. Hier entstanden die meisten der frühen Hochkulturen – denken wir an China und Japan, an Mesopotamien und Ägypten, an die Phönizier, an die minoische Kultur (auf Kreta, der ägäischen Inselwelt und den angrenzenden Festlandgebieten), an die antiken griechischen Stadtstaaten (Athen, Sparta) oder an das sich formierende Römische und später das Byzantinische Reich mit Konstantinopel als Zentrum.

Neben dem Vorhandensein von kultivierbaren Böden mochten dafür auch noch andere Gründe verantwortlich gewesen sein, so etwa das Meer in seiner Funktion als natürlicher Schutz und Handelsmedium.

Alle diese frühen Reiche standen vor dem Problem, dass sie von ungeheurer Attraktivität für Völker aus den eurasischen Kontinentalgebieten waren – sie stellten einen Pull-Faktor per se dar und boten zuwandernden Völkern die Möglichkeit, an ihrem Reichtum zu partizipieren, aber auch die Aussicht auf geschütztere Siedlungszonen innerhalb von oder an ihren Grenzen. Alle diese Reiche mussten früher oder später zu wirksamen Mitteln greifen, um sich von der Landseite her zu schützen. Dabei kamen im Wesentlichen zwei Methoden zur Anwendung: Zum einen legte man befestigte Grenzwälle wie etwa die Chinesische Mauer oder den römischen Limes an; zum anderen machte man die zuwandernden Völker zu Verbündeten und besänftigte sie, indem man ihnen regelmäßige Tribute zahlte. Das West- und Oströmische Reich sind die besten Beispiele dafür, wie man sich über die Jahrhunderte diese Zuwanderer vom Leibe halten konnte. Das Oströmische Reich war dabei erfolgreicher und erlag erst ein Jahrtausend später als das Weströmische dem Druck der Kontinentalvölker. Über einen sehr langen Zeitraum übte es damit für das westliche Europa die Funktion einer wirkungsvollen Barriere gegenüber asiatischen Zuwanderern aus.

Europa ist von seinen Rändern her entstanden und hat auch von seinen Rändern aus expandiert. Nach der Zerstörung des Weströmischen Reichs waren es die germanischen Völkerschaften, die von der Peripherie her stabile „staatliche“ Strukturen etablierten (Frankenreich, Karolingerreich, Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation). Auch diese Reichsbildungen waren durch kontinentale Zuwanderer bedroht (Slawen, Awaren, Ungarn und andere), wogegen sie sich auf die gleiche Weise zu schützen trachteten wie ihre Vorgänger – in diesem Fall durch die Etablierung militärisch verstärkter Grenzmarken und durch die geschickte Einbeziehung der Zuwanderervölker in ihre Machtsphäre über Christianisierung und Verleihung von Königskronen, etwa an Kroatien, Ungarn, Böhmen und Polen – ein Prozess, der um das Jahr 1000 abgeschlossen war. Diese kontinentalen Satelliten waren hinsichtlich der Eingliederung von Gebieten an ihren Rändern nicht mehr sonderlich aktiv; die bemerkenswerteste Ausnahme stellt die Inkorporation Litauens in das polnische Königreich dar.

Es kann nicht deutlich genug herausgestrichen werden, dass dadurch an der westlichen Peripherie des Kontinents eine politische, kulturelle, ökonomische und soziale Sphäre entstand, die spätestens ab dem 11. Jahrhundert nicht mehr von kontinentalen Wandervölkern destabilisiert wurde. Deren letzte Ausläufer waren die Ungarn, die im Jahr 955 in der Schlacht

auf dem Lechfeld bei Augsburg entscheidend geschlagen wurden, und die Normannen, die schließlich in Süditalien in den Kämpfen gegen die arabischen Sarazenen ein alternatives Betätigungsfeld erhielten.

Es ist unter anderem diesen Rahmenbedingungen zu verdanken, dass sich an der westlichen Peripherie des Kontinents „Europa“ (im Sinne LeGoffs) präfigurieren konnte, indem es hier zu einer kontinuierlichen Verdichtung der Bevölkerung sowie zu stabilen sozialen, ökonomischen und kirchlichen Institutionen kam. Völlig anders stellte sich die Situation im kontinentalen Europa dar. Der Kontinent war offen gegenüber den weiten Ebenen Asiens; er war für Völkerschaften aus dessen Innerem über viele weitere Jahrhunderte ein Aufmarschgebiet in Richtung Westen. Dies ist der Hauptgrund dafür, dass es hier lange nicht zu den oben angesprochenen Verdichtungsprozessen kommen konnte, Kontinentaleuropa also „unverdichtet“, sprich ethnisch, sozial, kulturell und ökonomisch heterogen, blieb. Und dies ist auch einer der wichtigsten Gründe dafür, dass sich das Antlitz „Europas“ an der westlichen Peripherie und nicht auf dem Kontinent zeigte.

Ein, zwei oder mehrere denkbare Versionen von Europa?

Kaum ein anderes einflussreiches Werk der letzten Jahre aus dem Bereich der Geschichtswissenschaften hat das Problem der Definition von „Europa“ so deutlich werden lassen wie *Die Geburt Europas im Mittelalter* (München 2004; franz.: *L'Europe est-elle née au Moyen-Âge?*, Paris 2003) des angesehenen Mediävisten Jacques LeGoff. Es lohnt sich, LeGoffs Grundgedanken ein wenig zu folgen, weil sich daraus für diesen und die weiteren Themenbände sowohl wichtige inhaltliche Anregungen als auch Anlass für kritische Überlegungen ergeben. Der französische Historiker kommt zu dem Schluss, dass die Fundamente EU-Europas – für ihn das Europa schlechthin – im Mittelalter liegen: nämlich 1) *das griechische Erbe* (die Figur des Helden, die in der Gestalt des Märtyrers und Heiligen christliche Züge angenommen habe; der Humanismus, der durch das Christentum so verändert wurde, dass man im 12. Jahrhundert von einem christlichen Sokratismus sprechen könne; die Demokratie der griechischen *Polis*; und schließlich der Name „Europa“; LeGoff 2004: 23 f.); 2) *das römische Erbe* (die lateinische Sprache, die als Sprache von Kirche und Wissenschaft zum wichtigsten Kulturträger wurde und aus der sich ab dem 10. Jahrhundert allmählich die romanischen Volkssprachen entwickelten; das römische Recht; die Systematik der sieben freien Künste, die zum Inhalt des Propädeutikums der abendländischen Universitäten werden sollte; ebd.: ff.); 3) *die indoeuropäische Ideologie der funktionalen Dreiteilung*, der zu Folge eine Gesellschaft sich zusammensetzte aus: a) Priestern (*oratores*),

die beteten, b) Kriegern (*bellatores*), die kämpften, und c) *laboratores*, die körperliche Arbeiten verrichteten; ebd.: 26 f.); 4) *das biblische Erbe* (als Enzyklopädie des mittelalterlichen Wissens; ebd.: 27).

Auf diesem vierfachen Erbe aufbauend brachte das Mittelalter nach LeGoff folgende Schichten hervor, auf deren Grundlage sich allmählich „Europa“ formierte:

1) Die erste Schicht sei während der Zeit der „Invasion“ und Ansiedlung der „Barbaren“ im ehemaligen Römischen Reich zwischen dem 4. und 8. Jahrhundert (mit Ausläufern bis in das 11. Jahrhundert) entstanden. Die Germanen sollten in diesem werdenden Europa die zentrale Rolle spielen (ebd.).

2) Vom 8. bis zum 10. Jahrhundert habe sich in Gestalt des Karolingerreichs die zweite Schicht herausgebildet. Das Ergebnis sei ein „fehlgeborenes“ Europa gewesen, weil es auf eine einheitliche – und damit gegen die „europäische Idee“ verstoßende – Grundlage gesetzt habe (ebd.: 28).

3) Um das Jahr 1000 sei in Gestalt des Ottonischen Reichs die Vision eines möglichen Europa aufgetaucht – eines Europa der Vielfalt mit einem römisch-deutschen Kaiser und seinen neuen „Königskindern“, dem böhmischen, kroatischen, ungarischen und polnischen König (ebd.).

4) Vom 11. bis zum 13. Jahrhundert sei die Herausbildung eines einheitlichen feudalen Europa erfolgt, das sich über dieselben Territorien erstreckt habe (ebd.).

5) Im 13. Jahrhundert erblühte nach LeGoff das „glanzvolle Europa“ der Städte, der Universitäten und der Scholastik, der Kathedralen und der Gotik (ebd.).

6) Schließlich hätten die Krisen des 14. und 15. Jahrhunderts (die Beulenpest, fortdauernde Kriege etc.) diese präeuropäischen Strukturen erschüttert, ohne sie jedoch zerstören zu können (ebd.).

Über dieses „Kerneuropa“, das einer mehr oder weniger gleichmäßigen Entwicklung gefolgt war, sollte sich unter Einschluss von immer mehr Territorien östlich davon letztlich der homogenisierende Film des katholischen Christentums legen und das gegenwärtige EU-Europa vorstrukturieren. In diesem mittelalterlichen Europa sei, so LeGoff, bereits alles vorgelebt gewesen, was das heutige Europa ausmache – eine Idee von Europa also, bevor jemand ein „gemeinsames Europa“ wirklich denken konnte. Oder dachte man es vielleicht doch?

In dem langsam voranschreitenden Prozeß der Ausbildung von Grenzen, die noch eher in Grenzgebieten als in den später von den Staaten festgelegten Linien bestanden, tauchte

in Osteuropa eine neue, entscheidende Grenze des christlichen Europa auf. Zwei christliche Länder, erst Ungarn und dann Polen, sorgten für diese neue Sichtweise, indem sie sich als Schutzwall der Christenheit gegen die heidnischen Barbaren präsentierten: in erster Linie die Mongolen (...). Bezeichnend hierfür ist ein Brief, den der ungarische König Béla IV. zwischen 1247 und 1254 an den Papst richtete. In dem Schreiben heißt es, die Tataren – die traditionelle Bezeichnung für die Mongolen – seien fest entschlossen, sehr bald schon ihr zahlloses Heer gegen ganz Europa (contra totam Europam) zu lenken, und er fügte hinzu: „Sollten, was Gott verhüten möge, das Reich von Konstantinopel und die christlichen Gebiete in Übersee verlorengehen, wäre das doch kein so großer Verlust für die Einwohner Europas, wie wenn die Tataren unser Königreich besetzten.“

Und LeGoff weiter:

Diese politisch-geographische Vorstellung, die die Karpaten und erst recht den Ural als Grenzen Europas ignoriert, sagt mehr über eine neue territoriale Konzeption Europas aus als die Gleichsetzung Europas mit der Christenheit (ebd.: 202 f.).

LeGoff wähnt somit im 13. Jahrhundert bereits den Europagedanken vorformuliert – ein Europa, das durch die katholische Christenheit repräsentiert wurde. Es mutet in diesem Zusammenhang etwas seltsam an, wenn der große Historiker es zu begrüßen scheint, dass im Jahr 1453 das orthodoxe Byzantinische Reich den über ein Jahrhundert währenden osmanischen Anstürmen erlag:

Zunächst einmal möchte ich klarstellen, daß die Einnahme Konstantinopels im Jahr 1453, auch wenn sie die Europäer und vor allem die Eliten schwer getroffen hat, nicht nur, wie es die traditionelle Geschichtsschreibung will, das katastrophale Ende einer Welt, der byzantinischen Welt, bedeutete, sondern auf lange Sicht auch die Beseitigung des Hindernisses für die europäische Einheit. Obschon sich die orthodoxe Religion im Osten Europas bis heute gehalten hat [sic!], war sie nun nicht mehr an das doppelte Zentrum der politischen und religiösen Macht des Byzantinischen Reichs gebunden. Paradoxerweise wurde dieser mögliche Hinderungsgrund für eine künftige Einheit Europas 1453 aufgehoben (ebd.: 265 f.).

Angesichts dieser Argumentationsweise müssen wir uns die Frage stellen, ob die Formierung eines katholischen Staatenverbandes an der westlichen Peripherie des Kontinents die historisch einzige Möglichkeit war, Europa zu denken und zu realisieren.

Wenn wir akzeptieren (was LeGoff in seinem Essay offensichtlich nicht tut), dass die historischen Entwicklungen keinen Gesetzmäßigkeiten folgen, dann müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass sich „Europa“ auch in anderer Gestalt hätte verwirklichen lassen – zum Beispiel in einer christlich-orthodoxen oder muslimischen Version. Immerhin umfasste die christliche Orthodoxie am Ende des sogenannten Mittelalters zumindest ebenso viele Gläubige und von diesen bewohnte Territorien wie die Westkirche. Konstantinopel war neben einem nicht klar zu identifizierenden politischen Zentrum im westlichen Europa bis in das 11. Jahrhundert der Kristallisationskern eines alternativen christlichen Zivilisationsprojekts oder „Commonwealth“ (Obolensky 1971), das grundsätzlich nicht weniger attraktiv war als sein westliches Äquivalent.

LeGoff argumentiert keineswegs plump und sieht in der teleologisch zum Kern des künftigen Europa erhobenen Region westlich des Rheins und später westlich der Elbe bereits im Mittelalter aktuelle wie zukünftige Probleme angelegt. Über einen Themenkreis geht er allerdings mit der ihm eigenen Formulierungsgewalt hinweg: Was er immer wieder euphemistisch als den Aufbau einer christlichen Zivilisation bezeichnet, war teuer erkauft – wenn man die Rückseite der glänzenden Medaille ins Visier nimmt. Es geht um jahrhundertelange unsagbar brutale „Homogenisierungsprozesse“. Die katholische Zivilisation des zukünftigen „Europa“ baute auf der gewaltsamen Zurichtung von Menschengeschlechtern auf. LeGoff führt lediglich einige Symptome dieser menschenverachtenden Einebnungspolitik an: die Verbreitung des Christentums mit dem Schwert, etwa unter Karl dem Großen – als gerechter Krieg gegen die „Heiden“ vom Papst unterstützt –, die Hexenverbrennungen (ebd.: 224 f.), die Niederschlagung der frühneuzeitlichen Bauernaufstände (ebd.: 225 f.) sowie zahlreicher städtischer Revolten (ebd.: 226–229), die Judenverfolgungen (ebd.: 121–125), die gewaltsame Durchsetzung des Christentums in seiner katholischen Version. Diese Tendenz zur Homogenisierung hat sich tief in die – nach LeGoff – „europäische“ Geschichte eingeschrieben. Zwar stimmt es, dass dasselbe Europa sich auch die Wahrung der Würde des Individuums über die Proklamation der Menschenrechte auf seine Fahnen geheftet hat – dies allerdings erst, nachdem gegen die Menschenwürde millionenfach verstoßen worden war und diese „Homogenisierungsprozesse“ mehr oder weniger zum Abschluss gekommen waren.

Hier ist nicht der Ort für Polemik, aber es drängt sich die Frage auf, ob die byzantinisch-orthodoxe Christenheit oder auch die muslimische Welt von ähnlichen „Homogenisierungsbestrebungen“ charakterisiert waren. Eine Antwort darauf zu finden wird uns von der Geschichte relativ leicht gemacht: Dem orthodoxen Christentum und dem Islam sind Judenverfolgungen weitestgehend fremd geblieben. Orthodoxie und Islam kennen ebenso wenig die systematische Hexenverfolgung, die so viel Ungemach insbesondere über die Frauen dieses werdenden Europa gebracht hat. Was tat das Byzantinische Reich mit seiner häretischen Bewegung der Bogomilen im Vergleich zu Frankreich und den Päpsten mit ihren Katharern und Albigensern? Der Islam wiederum ist von unzähligen Strömungen und Subströmungen gekennzeichnet – ein Umstand, der in einer Zeit, in der „der Islam“ als dogmatischer verstanden wird, oft untergeht. Dieser viel gescholtene Islam hat so etwa in der Form des Derwischordens der Bektaschi zu einer Zeit eine christlich-muslimische Ökumene ermöglicht, als „Ökumene“ noch als etwas ausschließlich die Christenheit Betreffendes betrachtet wurde.

Hätte sich das christlich-orthodoxe oder das muslimische Alternativprojekt historisch durchgesetzt, würde Europa heute anders aussehen – wahrscheinlich nicht besser, aber auch nicht schlechter. Vielleicht wäre die Einigungsbestrebung vom Osten oder Süden ausgegangen. Aber auf solche Fragen kann es nur Antworten im Konjunktiv geben. Entscheidend ist, dass sich in der Verwirklichung der Idee „Europa“ die westliche Peripherie der europäischen Halbinsel gegenüber dem kontinentalen Europa durchgesetzt hat. Eine der wesentlichen Ursachen dafür ist in den mittelalterlichen Migrationsprozessen zu suchen; sie sind für die zahlreichen Brüche im Entwicklungsverlauf Kontinentaleuropas verantwortlich, durch die es der westeuropäischen Kontinuität der Entwicklung in langfristiger Perspektive unterlegen war.

Kontinuitäten und Brüche: Lebensformen – Alteingesessene – Zuwanderer

Allgemeines Ziel dieses Bandes ist es, die Ansiedlung und Sesshaftwerdung der Zuwanderer im östlichen Europa im Kernzeitraum von etwa 500 bis 1500 zu rekonstruieren.

Die Niederlassung von Menschen in solch großer Zahl erforderte Adaption und Kreativität, nicht nur im Zusammentreffen mit der alteingesessenen Bevölkerung, sondern auch in der Auseinandersetzung mit der natürlichen Umwelt. Der von Hansjörg Küster und seinem Autorenteam (Péter Csorba, Thede Kahl, Renata Šoštarić und Jörg Stadelbauer) verfasste Beitrag beschäftigt sich in einem einleitenden Kapitel daher mit der langen Vorgeschichte, die bis zum Ende der letzten Eiszeit zurückreicht und eine grundlegende Umgestaltung der

ökologischen und damit auch der ökonomischen Lebensgrundlagen der Jäger- und Sammlerinnengesellschaften nach sich zog. Ab der sogenannten „Neolithischen (Jungsteinzeitlichen) Revolution“ im 10./9. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung entwickelten sich erste Hochkulturen, und zwar weltweit in verschiedenen voneinander unabhängigen Gebieten. Die entscheidenden Impulse für Europa gingen von der Region des „Fruchtbaren Halbmondes“ aus (mit seinen Zentren in Mesopotamien und dem Nildelta). Das mediterrane Europa wurde somit relativ früh von diesen Errungenschaften erfasst (siehe etwa die minoische Kultur), das westliche und kontinentale Europa hingegen erst vergleichsweise spät. Daher lag in der Antike das Zentrum der europäischen Entwicklung noch im Mittelmeerraum – im Grunde genommen bis in die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends und noch etwas darüber hinaus. Damals wurden auf dem eurasischen Kontinent die Grundlagen der Land- und Viehwirtschaft geschaffen: Die wilden Getreidesorten wurden gemäß den Bedürfnissen des Menschen verfeinert, bestimmte in freier Natur lebende Tiergattungen domestiziert, und der Mensch trat mit der Natur in neue Wechselbeziehungen.

Ältere wissenschaftliche Ansätze sahen diese sehr einseitig: Man betrachtete den Menschen als ein von der Natur geformtes Wesen. Die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstehende Umweltgeschichte (*environmental history*) zeichnete ein gegenteiliges Bild: Die menschlichen Eingriffe in die Natur hätten die Zerstörung eines natürlichen Urzustandes bewirkt. Beide Extrempositionen sind nicht haltbar: Erstens bilden umweltliche Einflüsse nur einen Teil der kulturellen Prägung des Menschen, zweitens hat es einen natürlichen Urzustand nie gegeben, und drittens kann die Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur nicht grundsätzlich als zerstörerisch gewertet werden. Dem versucht der vorliegende Beitrag Rechnung zu tragen.

Walter Pohl liefert mit seinem Beitrag zu Kapitel I einen großen Überblick über die Migrationen in den kontinentalen Zonen Europas. Diese wurden neben klimatischen Veränderungen und eingeschränkten Landnutzungsmöglichkeiten (Push-Faktoren) vor allem durch Pull-Faktoren in Form von existierenden Hochkulturen und Reichen an den Rändern des eurasischen Kontinents ausgelöst, die für die Völker in der Welt der eurasischen Steppengebiete attraktive Kristallisationskerne darstellten. Speziell die zentralasiatische Steppe bildete ein Reservoir an zahlreichen Reitervölkern, die in diesem unruhigen Jahrtausend von etwa 500 bis 1500 im kontinentalen Europa auftauchten, sich hier niederließen, teilweise assimiliert wurden und somit wieder „verschwanden“: Alanen (Sarmaten), Anten, Awaren, Chasaren, Finnougrier (Esten, Finnen, Ungarn), Hunnen, Kumanen, Mongolen, Petschenegen, Turkotataren und verschiedene türkische Völker – um

nur einige von ihnen zu nennen. Manchen von ihnen gelang es, vorübergehende Reiche zu etablieren (denken wir an die Awaren), bisweilen auch permanente, wie etwa den Ungarn oder den turkotatarischen Protobulgaren. Speziell die weite Pannonische Ebene repräsentiert in ihrer Bevölkerungsgeschichte ein umfassendes „Who’s who“ asiatischer Reitervölker.

Am nachhaltigsten wurde die ethnische Landschaft jedoch durch die slawischen Wanderungen verändert und gestaltet. Die Slawen waren offenbar bereits sesshaft gewesen, bevor sie sich im 6./7. Jahrhundert in weiten Teilen des kontinentalen Europa niederließen. Es handelt sich im Wesentlichen um die Vorfahren der heutigen Bosniaken, Bulgaren, Kroaten, Makedonier, Polen, Russen, Serben, Slowaken, Slowenen, Sorben, Tschechen, Ukrainer und Weißrussen.

Das von Robert J. Bideleux und Tamás Hoffmann verfasste Kapitel II konzentriert sich auf die frühen Siedlungsformen sowie auf die dörfliche Organisation der Zugewanderten. Wir können grundsätzlich von der Realisierung verschiedener Adaptionenmodelle ausgehen, so etwa von Adaptionenformen der Ebene mit ihrer ackerbäuerlichen Bevölkerung. Speziell ist an die günstigen Anbaubedingungen der Schwarzerdezone zu denken. Untersuchenswert ist in diesem Zusammenhang die Frage, welche Getreide primär angebaut wurden beziehungsweise angebaut werden konnten und welche Möglichkeiten dies für die weitere ökonomische Entwicklung – zum Beispiel hinsichtlich des Einsatzes bestimmter Zugtiere – bot. Die Feld-Gras-Wirtschaft der Waldsteppe stellt eine interessante Adaptionenvariante der Ebene dar. Darüber hinaus wird erörtert, in welcher Form sich die ehemaligen, sesshaft gewordenen Reiternomaden den Anbaubedingungen des kontinentalen Europa anpassten. In den westlichen und östlichen gebirgigen Randbereichen (auf dem Balkan und im Kaukasus) war es die Viehwirtschaft, die die sozialen und ökonomischen Beziehungen der Menschen untereinander gestaltete. Wir haben in diesem Zusammenhang unterschiedliche Formen der Weidewirtschaft – sesshafte und nichtsesshafte Formen – zu berücksichtigen. Zu den grundlegenden Adaptionenformen gehörte vor der Zeit der großen Rodungen in der Neuzeit das Wirtschaften im und mit dem Wald: die Rodungstätigkeit sowie die weitverbreitete Brandwirtschaft mit allen ihren sozialen Folgen. Sie wurde allmählich und regional verschieden von Formen der Zweifelderwirtschaft abgelöst. Diese unterschiedlichen Adaptionenformen stehen mit unterschiedlichen Lebensweisen der Menschen (Nahrungsmittelversorgung, Kleidung) in Verbindung.

Eine andere Frage stellt sich hinsichtlich politisch-sozialer Adaptionenformen. Die Zuwanderungsgemeinschaften waren in unterschiedlichen Stammesformen organisiert. Ist es richtig, dass das Adaptionssystem Gebirge das Weiterbestehen der Stammesorganisation

begünstigte und das Sesshaftwerden eines Stammes in der Ebene zu einem baldigen Aufbau überstammlicher politischer Einheiten führte? Und waren Reiterökonomien tatsächlich zu einem raschen Aufbau von überstammlichen politischen Einheiten in der Lage, wie dies die Beispiele des Ersten Bulgarischen Reichs oder der ungarischen Staatswerdung vermuten lassen?

Die Siedlungsvorgänge lassen darüber hinaus die Frage als berechtigt erscheinen, wie sich politische Herrschaft überhaupt etablieren konnte. Zunächst bieten sich folgende zwei Denkvarianten an: Zum einen könnte sich fürstliche Macht aus einem befestigten Stammeshäuptlingssitz heraus entwickelt haben; sie könnte aber auch auf der Grundlage eines freien Bauerntums entstanden sein, das früher oder später in Feudalisierungsprozesse einbezogen wurde.

Ein weiterer Themenkomplex betrifft die dörflichen Organisationsformen: Wo und wann entstanden welche Dorfformen und welche sozialen Beziehungen unter den Dorfbewohnern und -bewohnerinnen? Die sozialen Beziehungen in Dörfern, die aus stammlichen Organisationsformen entstanden waren, mussten sich zwangsläufig von jenen in den deutschen Kolonistendörfern, die im Zuge von Ostsiedlung und Landesausbau im Verlauf des 11. bis 14. Jahrhunderts gegründet worden waren, unterscheiden – und diese wiederum von jenen in Dörfern, die sich im Byzantinischen Reich in Form der Steuergemeinde **heraus**gebildet hatten. Welche Rolle spielten in diesem Zusammenhang allgemeine demografische Prozesse? Und unter welchen makrohistorischen Rahmenbedingungen entwickelten sich Dörfer zu Märkten und Städten weiter?

Eine der zentralen Fragen hinsichtlich der lang anhaltenden Migrationsprozesse in Kontinentaleuropa ist jene nach den ethnischen Beziehungen, das heißt nach dem Zusammenleben der Alteingesessenen und Zuwanderer beziehungsweise der Zuwanderer untereinander in den neu entstehenden Dörfern und Städten. Ein internationales Kollektiv von Autoren und Autorinnen ist dieser hochkomplexen Themenstellung unter der redaktionellen Leitung von Jan M. Piskorski in Kapitel III nachgegangen und hat anhand von Einzelbeispielen den Problembereich von Adaption, Integration und Assimilation erörtert. Wie haben sich die Kulturen der Alteingesessenen zu jenen der zuwandernden Völker verhalten? Was wurde an bestehenden Traditionen übernommen – und wer beeinflusste kulturell, sozial und ökonomisch wen? Inwiefern und in welchen Bereichen stellten sich „hybride“ Verhältnisse ein? Inwieweit war dieses Zusammentreffen friedlich oder kriegerisch? Inwiefern gab es in einer sich sozial und ökonomisch stratifizierenden Gesellschaft unterschiedliche Reaktionen? Welche Rolle spielte dabei der Faktor Zeit

(Adaption, Integration und Assimilation sind auch sich ändernden Machtverhältnissen ausgesetzt)? Und welche Bedeutung hatte der Gegensatz von Land und Stadt?

Die Autorinnen und Autoren dieses Kapitels haben ein auf Einzelbeispielen beruhendes umfassendes Bild in Hinblick auf diese Problemstellungen entworfen und sind dabei auch wissenschaftlich umstrittenen Fragen nicht ausgewichen. So werden im ersten Abschnitt die Beziehungen zwischen Slawen, Awaren, Bulgaren, Chasaren, Ungarn und anderen Völkern im Schwarzmeerbereich und Pannonien, die Beziehungen zwischen den Alteingesessenen und Zuwanderern auf der Balkanhalbinsel, die ethnischen Verhältnisse zwischen Ugrofinnen, Slawen und Germanen in Nordeuropa oder die Frage von „fremden“ Anführern bei den Slawen im frühen Mittelalter thematisiert.

Der zweite Abschnitt stellt für das Hoch- und Spätmittelalter ähnliche Fragen, allerdings anhand anderer Fallbeispiele: der Beziehungen der Pontos-Griechen mit Armeniern, Georgiern und anderen Kaukasusvölkern, der Ungarn, Szekler, Walachen und Deutschen in Siebenbürgen, der Slawen und Deutschen oder jener von polnischen, tschechischen und deutschen Rittern in Schlesien.

Der dritte Abschnitt konzentriert sich auf die ethnischen Beziehungen in den Städten des Hoch- und Spätmittelalters: den Status der Juden anhand des Beispiels von Krakau oder jenen der Roma in der Umgebung von Städten auf der Balkanhalbinsel oder aber den ethnischen Beziehungen innerhalb der untergegangenen multiethnischen Stadt Itil an der Wolga. Interessante Vergleiche dazu ermöglichen die Beiträge über Lemberg oder über ausgewählte Hansestädte, in denen Deutsche, Esten, Finnen, Letten, Russen und Schweden lebten. Alle diese Beispiele zeugen von einer außergewöhnlichen kulturellen Pluralität, von sich verändernden Identitäten, von erfolgreichen Integrationsmodellen und insgesamt von einer bemerkenswerten Toleranz den „Anderen“ gegenüber – einer Toleranz, die an den westlichen Peripherien Europas nicht selbstverständlich war.

Eine weitere Ebene des historischen Geschehens wird von Karl Kaser in Kapitel IV angesprochen. Das Phänomen der ethnischen Identität ist speziell aus dem Blickwinkel des 19. und 20. Jahrhunderts eine zweifellos wichtige, doch waren für die Menschen des Mittelalters andere Identitätsebenen von ebensolcher, wenn nicht von größerer Bedeutung: Familien- und Verwandtschaftsidentitäten, Geschlechts- und Lebensabschnittsidentitäten. Der Fokus auf die ethnische Identität verstellt auch leicht die Sicht darauf, dass Menschen unterschiedlicher ethnischer Zugehörigkeit die grundlegenden sozialen Beziehungen, speziell in den nichturbanen Bereichen, auf ähnliche Weise regeln konnten: die Organisation von Ehe und Familie, von Haushaltsformierung und Erbe, von Alter und Jugend, von

Geschlechterverhältnissen und Patriarchalismus, von Individualismus und Kollektivismus sowie die Herstellung von solidarischen Bindungen.

Aus dieser historisch-anthropologischen Perspektive gewinnt die Unterscheidung zwischen den „verdichteten“ Sozialbeziehungen in den westlichen Peripheriegebieten Europas und den „unverdichteten“, heterogenen auf dem Boden Kontinentaleuropas wieder an Bedeutung. Die Zonen verdichteter Sozialbeziehungen erbrachten, historisch gesehen, „intervenierende“ Ordnungen: Herrschaftsapparate (wie die Kirche oder agrarrechtliche Systeme) griffen in die sozialen Beziehungen der ländlichen Bevölkerung ein und gestalteten diese nach bestimmten, den gewohnheitsrechtlichen Überlieferungen entgegengesetzten Vorstellungen. In den Zonen der permanenten Migrationen, wo die Sozialbeziehungen unverdichtet blieben, entstanden „tributäre“ Ordnungen: Hier wiesen die Herrschaftsapparate keine Kontinuität auf und konnten daher auch nicht gestaltend in die gewohnheitsrechtlich tradierten Sozialbeziehungen eingreifen, sondern mussten sich mit der Einhebung von Tributen und Abgaben begnügen. Während so die sozialen Beziehungen in einem Teil Europas institutionalisiert wurden, blieben sie in anderen Teilen Europas personalisiert. Insgesamt entstand dadurch ein dreigestaltiges Europa, das schlagwortartig als ein Europa der Patriarchen (Kontinentaleuropa), als eines der Machos (mediterrane Peripherie) und jenes der Beamten (westliche Peripherie) charakterisiert werden kann.

Das abschließende, von Jukka Jari Korpela verfasste Kapitel V greift unter anderen Gesichtspunkten nochmals das Thema der ethnischen und nationalen Identitäten auf. In diesem Fall fokussieren die Überlegungen auf die Diskrepanz zwischen dem, was archäologische Funde und schriftliche Quellen an Rückschlüssen über im Mittelalter bestehende ethnische Identitäten zulassen, und dem, was nationalromantische und nationalistische Historio- und Ethnografie an nationalen Mythen hergestellt haben. Die eigene nationale Geschichte möglichst weit zurückzuverfolgen und die Anfänge der eigenen Nation in Konkurrenz zu den benachbarten Nationen in gloriosem Licht erscheinen zu lassen ist eine Tendenz, die leider noch heute stark ausgebildet ist. Im kontinentalen Europa der Migrationen ist dies jedoch ein mehr als fragwürdiges Unterfangen, wie nicht zuletzt die Beiträge dieses Bandes zeigen. Kapitel V ist daher auch als ein Aufruf zur Revision solcher Konstruktionen durch eine zeitgemäße und selbstkritische Geschichtswissenschaft und Archäologie zu verstehen. Es ist jedoch mehr als das, denn es leitet gleichzeitig schon zum dritten Themenband über, der sich mit *Herrschaft und Öffentlichkeit* – und in diesem Zusammenhang auch mit der Geschichte und den Entstehungsbedingungen des Nationsbegriffs und Nationalstaats im östlichen Europa – befassen wird.

Die Herausgeber und Herausgeberinnen hoffen, dass diesem Band vor allem eines gelingt: in angenehm lesbarer Weise zu einer unaufgeregten und sachlich fundierten Revision europäischer Geschichte beizutragen.

Graz und Szczecin, im Dezember 2007

Literatur:

LeGoff J. 2004: *Die Geburt Europas im Mittelalter*. München.

Obolensky D. 1971: *The Byzantine Commonwealth*. London.